**Brendow** 

JEFF LUCAS

**ADRIAN PLASS** 



ANEKDOTEN frommer Chaoten

### ADRIAN PLASS & JEFF LUCAS

# **ANEKDOTEN** frommer Chaoten

Aus dem Englischen von Christian Rendel



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-86506-350-2
© der deutschsprachigen Ausgabe
2011 by Joh. Brendow & Sohn Verlag GmbH, Moers
Originaltitel: Seriously Funny
First published in 2010 by Authentic Media, Great Britain.
Copyright © 2010 by Adrian Plass and Jeff Lucas.
Umschlaggestaltung: Brendow Verlag, Moers.
Satz: Satzstudio Winkens, Wegberg
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

www.brendow-verlag.de

#### **EINLEITUNG: ADRIAN**

Als Jeff und ich uns trafen, um über die Veröffentlichung unseres Briefwechsels zu sprechen, entdeckten wir eine gemeinsame Angst. Kurz gesagt ist es folgende: Mag ja sein, dass die Wahrheit uns frei macht, aber sie könnte auch leicht dazu führen, dass wir als Häretiker verbrannt werden - in rein metaphorischem Sinne, wie ich eilends hinzufüge. Die Sache mit Briefen zwischen Freunden ist die, dass es dabei keine Regeln gibt – außer denen, auf die die Schreiber sich geeinigt haben. Wir haben ausgelotet, was wir denken und fühlen und glauben und nicht glauben, auf eine Weise, die vielleicht in ein Erbauungsbuch nicht so recht passt. Aber manchmal muss man sich eben mit der Machete durch den Wald dieser unwegsamen, wunderbaren Welt hindurchschlagen, um den Weg zu finden, den man besser gleich von Anfang an eingeschlagen hätte. Für mich (und ich glaube, für uns beide) war dieser mühselige, arboreale Prozess sehr hilfreich, wenn auch manchmal ziemlich bedrückend. Ich habe irgendwo schon einmal die Bemerkung eines amerikanischen Schriftstellers erwähnt, der meinte, Schreiben sei ganz leicht: man müsse sich nur an die Schreibmaschine setzen und eine Ader öffnen. Das ist bei mir, Gott sei Dank, nicht immer so, aber der schmerzhafte Prozess, durch den die eine oder andere dieser aus dem Herzen kommenden Botschaften endlich zutage traten, lässt sich kaum besser beschreiben.

Trotz alledem werden die Leser in diesem Buch vergeblich nach dramatisch bizarren Häresien suchen. Wir spre-

chen uns hier nicht dafür aus, Menschenopfer als Standardaktivität bei Gemeindefreizeiten einzuführen, und wir plädieren auch nicht für mehr Toleranz gegenüber denen, die ihre Persönlichkeit gerne durch das Medium des gegenseitigen Massakrierens ausdrücken möchten. Stattdessen werden die Leser Spuren eines geistlich exzentrischen Ringens darum finden, den klaren Verstand, den Humor, die Barmherzigkeit und den kreativen Einfallsreichtum eines Gottes zu verstehen, der häufig aufs Katastrophalste als engstirnig, schlichtsinnig, humorlos und, um ehrlich zu sein, als langweilig missverstanden wird.

Ich habe über Jeffs Briefe eine Menge gelacht, nicht zuletzt, weil sie Schilderungen einiger hochnotpeinlicher Momente enthalten. Ebenso wichtig ist, dass ich ein wenig über sie geweint und viel aus ihnen gelernt habe. Wie könnte ich das auch nicht, wenn ich darin immer wieder einen Mut machenden Blick auf das traurige, aber lächelnde Gesicht Jesu erhaschen konnte?

Kommen Sie und gesellen Sie sich zu uns. Lauschen ist erlaubt. Sie sind uns sehr willkommen.

#### **EINLEITUNG: JEFF**

Es war eine geflüsterte Idee beim Abendessen. Adrian und ich besuchten gerade eine christliche Veranstaltung, die so unsäglich langweilig war, dass es uns vorkam, als wäre der Abend als Therapie für Leute gedacht, die an chronischer Schlaflosigkeit leiden. Unsere Blicke schweiften durch den Raum über die halb geschlossenen Augen und herabsackenden Schultern des Publikums, das sich verzweifelt bemühte, gegen den Schlaf anzukämpfen. Der betäubend eintönige Vortrag schien dazu angetan, die Telefonzentrale des Seelsorgenotrufs zum Absturz zu bringen. Da kam uns beiden der Gedanke, es könnte nützlich sein, uns einmal zu unterhalten. Doch damit war eine doppelte Schwierigkeit verbunden. Erstens sind wir beide ständig auf Achse, sodass wir fürchteten, unsere nächste Begegnung im Fleische (ich zögere, diesen Ausdruck zu verwenden, weil ich mir dabei immer vorkomme wie ein Nudist) könnte durchaus eines unserer Begräbnisse sein. Und dann würde unsere Gelegenheit, miteinander ins Gespräch zu kommen, an sehr enge Grenzen stoßen, da ja einer von uns beiden in einer Fichtenholzkiste liegen würde. (Macht mir meine lieber aus Eiche. Fichte ist so was von aus den Achtzigern.)

Das andere Problem ist: Wenn Christen sich zu laut unterhalten, besonders über heikle Glaubensfragen, dann gibt es so eine Sorte selbst ernannter Gedankenpolizisten, die gleich mit Blinklicht und plärrender Sirene zur Stelle sind, um die unglückliche geschwätzige Seele zu verhaften, unter

Häresieanklage zu stellen und an Ort und Stelle in Flammen zu setzen. Den Geruch von brennendem Fleisch fand ich noch nie sonderlich verlockend, besonders, wenn es mein eigenes ist. Diese Befürchtung wirkt sich demzufolge etwas dämpfend auf jedes Gespräch aus. Leider bedeutet das, dass viele von uns in ihren eigenen Köpfen gefangen sitzen, eingemauert mit schwierigen Ängsten, Zweifeln und Theorien, ohne die Möglichkeit zu haben, sie zusammen mit allen anderen an die frische Luft und ins Licht der Sonne zu bringen. Das kann ein ziemlich klaustrophobisches Gefühl werden, und nach einer Weile fangen die Mauern im Kopf an, immer mehr zusammenzurücken und einem den Glauben zu einem schrumpfenden kleinen Paket zusammenzuguetschen. Wenn das zu lange so geht, fängt man irgendwann an, sich in Fantasien über einen groß angelegten Fluchtplan aus der Sekte zu ergehen. Wenn die Kirche sich in so etwas wie das Kriegsgefangenenlager Colditz verwandelt und das Wachpersonal mit Maschinenpistolen bewaffnet ist und Fischaufkleber an den gepanzerten Truppentransportern hat, wird es Zeit, einen Tunnel zu graben.

So fassten Adrian und ich den Plan, einen Briefwechsel zu führen. Das bringt natürlich seine eigenen Risiken mit sich, da er ein so brillanter Schriftsteller ist und ich zwar möchte, dass er gut dasteht – aber wenn er so gut dastünde, dass ich daneben wie ein Dorfdepp aussähe, wäre mir das auch nicht recht. Es gab Momente, in denen ich mir angesichts seiner Kunstfertigkeit mit Worten wie ein Bauer vorkam, aber das macht mir nichts aus. Ich kenne Adrian seit Jahren als einen warmherzigen, freundlichen, frustrierten, fröhlichen, traurigen, hoffnungsvollen Kerl, und dieser Austausch hat Spaß gemacht, war heilsam und ging ohne jeden Anflug von Druck vonstatten. Wir hatten die Möglichkeit, unsere Wäsche zu lüften, aber wir mussten sie hinterher

nicht gleich säuberlich plätten und mit rasiermesserscharfen Bügelfalten versehen.

Nun also willkommen bei unserem Plausch. Schön, dass Sie sich einen Stuhl genommen haben.

#### EINS

#### Lieber Jeff,

in mir ist eine Erinnerung hochgekommen. Es geht um etwas, was mir vor zwanzig Jahren passiert ist, und ich möchte die Geschichte jemandem erzählen. Ich glaube, Du wirst es vielleicht verstehen. Du bist ja immer auf die Wahrheit aus, obwohl Du Christ bist. Außerdem möchte ich Dir von einer faszinierenden Begegnung erzählen, die ich erst vor ein paar Wochen mit einem christlichen Vortragsredner hatte, der behauptete, seinen Glauben verloren zu haben. In gewisser Hinsicht gehören die beiden Geschichten zusammen. Jedenfalls denke ich das. Vielleicht siehst Du es anders. Ich fange mit der Erinnerung an.

Neben dem neuen Supermarkt in unserem Städtchen befindet sich eine Kneipe namens »The Bandolier«, ein anheimelnd windschiefes Haus in Familienbesitz, das wohl aus der spätviktorianischen Zeit stammt. Während der letzten beiden Jahrzehnte ist im Innern eine Menge verändert worden, aber vor zwanzig Jahren gab es dort drei Schankräume. Zwischen der Saloon Bar, in englischen Wirtshäusern traditionell eine etwas elegantere, weniger turbulente Umgebung, und der Public Bar lag als Übergang oder vielleicht auch Pufferzone ein kleiner Verkaufsraum für Wein und Spirituosen, in dem ein teddybärförmiger Mann mit schütterem Haar tätig war, der jede Transaktion mit den unerklärlichen Worten »'n Schönen auch, Chef« abschloss. Die deutlich weniger elegante Public Bar war der Ort, wo man

Darts, Billard und Domino spielen konnte. In diesem Teil der Kneipe konnte es bisweilen ziemlich laut und krakeelig zugehen, wenn auch meist auf eine gutmütige Art und Weise. Der dritte Schankraum, auf den es in meiner Geschichte vor allem ankommt, wurde »Snug« genannt. Er war klein, behaglich und im Allgemeinen sehr ruhig. Ein gemütlicher Ohrensessel von einem Raum und ein vorzügliches Außer-Haus-Wohnzimmer für Leute wie mich, die gern in einer Ecke sitzen und sich eines guten Buches und eines Glases Harveys Bitter erfreuen – eines süffigen Biers, gebraut von sterblichen Menschen, doch erdacht und erschaffen von Gott selbst.

Dort ließ ich es mir also an einem frühen Abend im Oktober wohl sein. Ich saß an einem kleinen Tisch in der Ecke und genoss die heilsame Kraft der Ruhe, die Qualität des Biers, die scharfe Frische der Jahreszeit und die meisterhafte Konstruktion von G. K. Chestertons *Die Ehre des Israel Gow*, meiner Lieblings-Pater-Brown-Geschichte.

Die einzigen anderen Gäste in der Bar waren zwei ziemlich schmuddelige ältere Männer (ganz im Gegensatz zu mir, der ich ein schmuddeliger Mann mittleren Alters war). Was das Bier anging, war ich damals ein Nipper und Genießer, doch diese beiden tranken für England. Sie waren leidenschaftliche Schlucker und Exer, und je mehr von dem goldenen Nass sie sich in die Hälse schütteten, desto heftiger stritten sie miteinander. Es wurde immer schlimmer, immer lauter, immer zusammenhangloser. Fäuste krachten auf Tische, Stühle ratschten über die Dielen, bis sich schließlich die anheimelnd bierige Atmosphäre vor Flüchen und Schimpfwörtern blau färbte und die beiden Streithähne sich auf ihre nicht mehr ganz standsicheren Beine erhoben, um ihre Meinungsverschiedenheit auf höherer Ebene weiter auszutragen.

Das gab dem Wirt sein Stichwort.

Dieser Zeitgenosse von eindrucksvoller Leibes- und Autoritätsfülle betrieb die Kneipe seit vielen Jahren. Tom war zu allen seinen Gästen freundlich und zuvorkommend, aber schlechtes Benehmen duldete er nicht. Wer Ärger machte, flog raus. So einfach war das. Er und ich hatten uns hin und wieder ein wenig unterhalten. Zu dieser Zeit unseres Lebens traten Bridget und ich (übrigens, liebe Grüße von uns beiden an Kay) fast jeden Abend spät in einer Fernsehsendung namens Join the Company auf. Ausgestrahlt im Süden Englands vor den Zeiten des Rund-um-die-Uhr-Fernsehens. war dies der letzte Programmpunkt vor dem kleinen, in die Ferne entschwindenden weißen Punkt, an den sich heute kaum noch jemand erinnert. Darin ging es um eine Gruppe von vier oder fünf Leuten, zumeist Christen, die um einen Tisch saßen und sich über Liebe, Tod, Sex, Krieg, Finanzen, Trauerfälle und andere Fragen unterhielten, die sich leicht in einem Zeitraum von nicht mehr als zehn Minuten besprechen lassen. Weil die Sendung erst so spät lief, bestand unser Publikum größtenteils aus Leuten, die an Schlaflosigkeit litten, aus Taxifahrern, Leuten, die gerade noch Snooker geschaut hatten und noch nicht dazu gekommen waren, ihren Fernseher auszuschalten, belustigten Studenten, Polizisten, Nachtwächtern, Leuten mit Depressionen und natürlich aus Kneipenwirten. Ich wusste, dass der Wirt des »Bandolier« sich diese mehr oder weniger christliche Sendung schon recht häufig angesehen haben musste, denn er hatte mich schon hin und wieder auf meine Mitwirkung dabei angesprochen.

Mit Getöse kam Tom ins Snug gestampft. Eine finstere Miene lag auf seinen großflächigen Gesichtszügen.

»He, ihr beiden!«, donnerte er. »In meiner Kneipe wird nicht geflucht! Raus! Aber dalli!«

Dann stieß er zu meinem unaussprechlichen Entsetzen seine schinkengroße Hand in meine Richtung und gab, wie um seinem Vorgehen den letzten Rest an Rechtfertigung zu verleihen, die folgenden erschütternd unvergesslichen Worte von sich:

»Da sitzt ein frommer Herr in der Ecke. Raus!«

Mit einer solchen Urgewalt war nicht zu feilschen. Nach einer kurzen Dick-und-Doof-Szene, die sich noch in der Tür abspielte, schlurften die Missetäter hinaus in die frische Herbstluft, ohne ihre gegenseitigen Beschimpfungen zu unterbrechen. Daraufhin kehrte Tom, nachdem er die Beendigung der Affäre mit einem nachdrücklichen Nicken und einem Schlag beider Handflächen auf den Tresen besiegelt hatte, zu seinen Pflichten in der Public Bar zurück. Ich blieb in trostloser Einsamkeit zurück. Mein Band mit Kurzgeschichten lag ungelesen da. Von meinem großen Glas Harvey's hatte ich noch nicht einmal genippt.

Ich war also ein frommer Herr, der in der Ecke saß. Dass Leute aus der Kneipe geworfen wurden, weil sie fluchten, lag teilweise an mir. Zweifellos hätte Tom genau das Gleiche getan, wenn ich gar nicht da gewesen wäre, aber ich spürte, wie mir die Wangen rot anliefen bei dem bloßen Gedanken, meine »Frömmigkeit« tauge lediglich als negative Motivation für Heiden, ihre Zunge im Zaum zu halten. So viel zum Thema herausforderndes Christsein, was? Die beiden alten Kerle, die mehr getrunken hatten, als gut für sie war, waren in die Finsternis hinausgeworfen worden, während ich mit meinem Bier und meinem Buch im warmen Snug bleiben durfte. Ich weiß noch, wie ich einmal einen Witz über einen irischen Christen gemacht hatte, der Bibeln aus China herausschmuggelte und darüber staunte, dass die Grenzwachen sie wie durch ein Wunder nie zu bemerken schienen, aber im »Bandolier« war mir sozusagen dasselbe

passiert. Das Leben des Evangeliums wurde auf den Kopf gestellt. Jesus geht in die Kneipe, und die Stammgäste fliegen im hohen Bogen hinaus. Ach je ...

Die Sache ist die, Jeff. Mag sein, dass ich da auf ein bestimmtes Ereignis überreagiert habe, aber an diesem Tag wurde so eine Art Keim in meinen Verstand oder meinen Geist gesetzt. Es war der Keim der Entscheidung, dass ich weder in einem metaphorischen noch in sonst irgendeinem wesentlichen Sinn als frommer Herr in der Ecke enden würde. In der Kirche gibt es reichlich genug davon, ohne dass ich das Problem auch noch größer mache. Ich hoffe, wir werden noch in so mancher Kneipe zusammensitzen, Du und ich. Aber lass uns dann nicht fromm sein. Lass uns lediglich genauso gentlemanlike sein wie Jesus, und lass uns so viele Leute wie möglich zu uns in die Ecke einladen. Was meinst Du?

Und nun die zweite Geschichte, die noch nicht so lange zurückliegt.

Eines Tages rief mich ein Mann an. Ich war ihm noch nie begegnet und konnte mit seinem Namen nichts anfangen, aber er erzählte mir, er sei einige Jahre lang als christlicher Vortragsredner und Evangelist unterwegs gewesen, nachdem er sich vom Islam zum christlichen Glauben bekehrt hatte.

»Die Sache ist die«, sagte er. »Ich habe meinen Glauben verloren. Ich glaube das ganze Zeug einfach nicht mehr. Gott ist nicht gleich hinter der nächsten Ecke. Er greift nicht in unser Leben ein, und alles, was ich den Leuten jahrelang erzählt habe, war nur ein Haufen Unsinn. Ich dachte mir, dass wir beide uns vielleicht mal treffen und darüber reden könnten, was mit mir passiert ist.«

Ich stimmte ein wenig nervös zu, und so trafen wir uns in einem kleinen Café in der Nähe der Brighton Lanes, wo man hervorragend essen und Kaffee trinken kann. Mein neuer Freund (ich werde ihn Ted nennen) erzählte mir alles noch einmal, was er mir schon am Telefon erzählt hatte, und dann noch eine Menge mehr. Es hörte sich ziemlich nachdrücklich und endgültig an, wie er davon sprach, er habe sogar den Glauben an die Existenz Gottes völlig verloren. Die ganze Zeit über schrie ich, wie es in solchen Situationen meine Art ist, innerlich zu Gott und bat ihn, mir irgendetwas Dynamisches und Nützliches zu geben, was ich dem Mann sagen konnte.

Keine Antwort! Wo ist Gott, wenn man ihn braucht? Also beschränkte ich mich darauf, zu nicken und mitfühlend vor mich hin zu murmeln und mit der Zunge zu schnalzen und all das zu tun, was man in solchen Situationen eben tut, anstatt sich vernünftig zu benehmen. Nachdem mit Teds Erklärungen und meinen schwachsinnigen Soundeffekten etwa eine Stunde vergangen war, ging mein Gegenüber nahtlos zu den Gelegenheiten über, bei denen er sich Gott wirklich nahe gefühlt hatte, und erzählte mir, wie viel ihm diese Momente bedeutet hatten. Leicht verwirrt über seinen abrupten Richtungswechsel konnte ich auch jetzt außer dem erwähnten Gemurmel und Geschnalze wenig zum Gespräch beitragen, obwohl ich hinzufügen muss, dass ich hier und da ein recht ausdrucksstarkes Nicken einbaute.

Als wir uns ein wenig später trennten, sagte Ted: »Ich möchte dir danken für das, was du mir heute Morgen gesagt hast. Es war mir wirklich eine große Hilfe.«

Einen Moment lang starrte ich ihn an und versuchte, wie jemand auszusehen, der gerade etwas Profundes gesagt hat. Ich bezweifle, dass es mir gelungen ist.

»Ah«, erwiderte ich, »das ist gut. Gut! Das ist – das ist wirklich gut.«

Später dann, im Zug nach Polegate, fragte ich mich, was mit Ted eigentlich los gewesen war. Wäre ich eine bestimmte Sorte Christ, so würde ich Dir jetzt sagen, Gott habe mir diese Frage beantwortet. Vielleicht hat er es getan. Ich weiß es nicht. Doch woher sie auch gekommen sein mag, Jeff, die Antwort auf meine Frage war, dass Ted seinen Glauben überhaupt nicht verloren hatte. Er hatte alles andere verloren, nur nicht seinen Glauben.

Damit meine ich, dass er seinen Glauben an den Gott verloren hatte, der hinter unserer Schulter steht wie eine Art göttlicher Butler, der nur darauf wartet, sich um jede Kleinigkeit zu kümmern, an der es uns mangeln oder gebrechen mag, und häufig entlassen wird, wenn etwas wirklich drastisch schiefgeht oder er nicht servieren kann, was wir uns wünschen. An jenen Gott, der sich um alle feinen Details unserer Hypotheken kümmert, aber aus irgendeinem unerklärlichen Grund nie etwas gegen unsere unablässige, scheuklappenbewehrte Habgier einwendet. An den müden, langweiligen, verwässerten, westlichen Gott, der beim Supermarkt einen Parkplatz für Mrs. Blenkinsop von der Überfließend Lebendigen Glaubensgemeinde der Letzten Offenbarung frei hält, aber ein verhungerndes Kind auf den Straßen der Slums von Bangladesh nicht vor dem Tod bewahren kann. Und warum nicht? Weil es nicht genug Christen gibt, die bereit sind, sich selbst oder ihr Geld oder ihre Zeit da einzusetzen, wo er sehnlichst denen, die ihn am meisten brauchen, mit seiner Liebe begegnen möchte.

Aslan ist auf dem Weg, sagt man. Ist er das? Ist er wirklich auf dem Weg? Verbringt er etwa seine meiste Zeit damit, auf Supermarktparkplätzen herumzustehen und bei jedem Auto, das keinen Fischaufkleber auf der Heckklappe hat, »Grrrrh!« zu machen? Du weißt, was das ist, stimmt's, Jeff? Das ist der Deal-or-No-Deal-Gott. Der Gott, der ein bisschen so aussieht wie ein älter gewordener Guido Cantz und über einer Welt präsidiert, in der Zufälle, wenn sie gesche-

hen, als erstaunlich und bedeutsam betrachtet, und wenn sie nicht geschehen, geflissentlich ignoriert werden.

Ted war mit der eigentlichen Substanz seines Glaubens konfrontiert worden. Ich glaube, er muss sich, wie wir alle hin und wieder, der Tatsache stellen, dass echter Glaube nicht nur wegen, sondern auch trotz allem überlebt. Mag sein, dass wir heulen und toben, aber dem müssen wir ins Gesicht sehen. Petrus musste sich bei Jesus auch dieser Tatsache stellen. Es zerriss ihn fast in Stücke. Wie schwer ist es doch, unsere kindischen und falschen Vorstellungen von Gott hinter uns zu lassen und dahin zu kommen, wo wir ein kindliches Bewusstsein genießen oder fürchten oder damit ringen, das Bewusstsein, dass es unsere Aufgabe ist, an ihn zu glauben und ihn zu lieben und ihn – wage ich es auszusprechen? – zu preisen, egal, was passiert oder nicht passiert. Das ist schwer, nicht wahr? Unglaublich schwer. Vielleicht bist Du ja schon so weit. Ich noch nicht.

So, das waren meine beiden Geschichten, Jeff. Und jetzt habe ich eine Frage an Dich. Wenn wir beiden Herren in eine Ecke gedrängt und gezwungen würden, absolut ehrlich zu sein, was unsere Frömmigkeit anbelangt, was für eine Wahrheit würde dabei zum Vorschein kommen? Und würde sie uns wohl frei machen? Vielleicht schon, glaube ich. Ich hoffe es. Wir könnten es zumindest einmal versuchen, oder? Du bist dran.

Liebe Grüße, Adrian

#### **ZWEI**

Lieber Adrian,

wie schön, von Dir zu hören. Auch ich bin ein Fan (vielleicht sogar ein Verehrer) des herrlichen Biers, das Du erwähnt hast. Vielleicht sollte das alte hebräische Wort Manna mit »Harvey's Sussex Bitter« ins Englische übersetzt werden. Doch das wäre wahrscheinlich eine unsinnige Irrlehre, da den Israeliten ja das Manna irgendwann langweilig wurde. Dagegen würde eher der Kosmos implodieren, als dass ein Mensch dieses epischen Gebräus aus Sussex überdrüssig werden könnte.

Ich fand es faszinierend, von den beiden alten Haudegen zu hören, denen im »Bandolier« die Tür gewiesen wurde, weil ein »frommer Herr in der Ecke« anwesend war, nämlich Du. Ich frage mich, ob sie mit ihren biervernebelten Hirnen überhaupt in der Lage waren, ihren Rauswurf irgendwie zu verarbeiten, während sie die Straße entlangwankten, nachdem ihr Abend wegen der Anwesenheit eines »heiligen Mannes« ein so plötzliches Ende gefunden hatte. Leider ist es uns Christen schon immer ziemlich gut gelungen, den Eindruck zu erwecken, wir wären himmlisch gesinnte Spielverderber, die Spaß vor dem Tod für verboten halten (selbst wenn es ganz harmloser Spaß ist). Nicht, dass es besonders harmlos wäre, wenn zwei Kerle im vorgerückten Alter sich gegenseitig eins auf die Glocke geben. Aber es gibt immer noch manche Jesusnachfolger, die jede Art von Spaß mit der gleichen schmallippigen Abscheu betrachten wie einen

dringend salbungsbedürftigen Hautausschlag. Zu Christen fällt den meisten Leuten nicht unbedingt irgendetwas Lautes, Ausgelassenes oder gar Riskantes ein. Man erwartet von uns, dass wir durch und durch »ausgeglichen« und »konservativ« sind - nur fürchte ich, dass das nur Codewörter für »fade« sind. Kürzlich kam ein ziemlich griesgrämiger Mann auf mich zu, nachdem ich eine Predigt mit etwas Humor gewürzt hatte (das ist Dir bestimmt auch schon mal passiert, Adrian, oder?). Er behauptete, Christen sollten keinen Spaß, sondern Freude haben. Er selber freilich schien keines von beiden zu haben. Und überhaupt, im Vergleich zu einem lauthals schallenden Lachen kommt mir »tiefe Freude« wie eine unwillkommene zimperliche Cousine zweiten Grades vor. Ich kenne Christen, die behaupten, voller Freude zu sein, aber so ein verkniffenes Gesicht machen, dass man meinen könnte, sie versuchten gerade, etwas von der Größe eines Kamels in die Schüssel zu drücken. Du bist doch so etwas wie ein Pionier auf dem Gebiet, Christen zum Lachen zu bringen. Warum fällt es uns eigentlich so schwer, uns zu entspannen?

Aber was ich interessant finde, ist die Reaktion von Tom, dem Kneipenwirt. Wie Du sagst, hätte er die beiden faltigen Möchtegerngladiatoren sicher auch so rausgeworfen, weil er nun einmal einer ist, der seinen Laden in Ordnung hält. Aber offensichtlich meinte er ja, er täte Dir einen Gefallen damit. Er wollte nicht, dass Du Dich durch die krakeelenden alten Knacker belästigt fühlst, wo Du doch in einer Fernsehsendung mitwirktest, in der es um Gott ging. Also eilte er zu Deinem Schutz herbei, um Deine Ohren vor den anstößigen Kraftausdrücken zu bewahren.

Mir scheint, Leute, die *keine* Christen sind, nehmen gegenüber ihren christlichen Zeitgenossen einen von zwei extremen Blickwinkeln ein – entweder den, wir seien zu

schwach, um mit der wirklichen Welt fertig zu werden, oder den, wir seien zu stark, um uns mit ihr abzugeben.

Lass mich das erklären. Manche von uns erwecken den Eindruck, unser Glaube sei so zerbrechlich, dass wir uns unmöglich dem rauen Gerangel der realen Welt um uns her aussetzen könnten. Wir perfektionieren den Blick von oben herab und das missbilligende Zungenschnalzen und benehmen uns wie leidende Patienten. Am anderen Ende der Skala sind die Christen, die den Eindruck vermitteln, wir seien unangreifbar stark und hätten alles im Griff. Wir seien Leute, die schon angekommen sind, nicht solche, die noch auf dem Weg sind. Deshalb fluchen wir nicht, wir werden nicht lüstern, wütend oder deprimiert, und wenn wir mit der großen schmutzigen Welt aneinandergeraten, benehmen wir uns wie Ned Flanders aus Die Simpsons auf einem Striptänzerinnen-Kongress. Vielleicht müssen wir uns einfach gegenseitig zubilligen, die menschlichen, chaotischen, unfertigen Gotteskinder zu sein, die wir sind. Vielleicht würde das dem einen oder anderen betagten Kneipenstreithahn eine Unterkühlung ersparen.

Wo ich gerade beim Thema bin, Adrian, würde ich Dir gerne auch eine Kneipengeschichte erzählen, die ich kürzlich erlebt habe. Leider ist es eine der wenigen Geschichten, die ich habe, in denen ich ziemlich gut dastehe. Entschuldige bitte. In den meisten meiner Anekdoten bin ich so eine Art Mr. Bean mit einer Bibel: ein total tollpatschiger Typ, der von einer Riesenblamage in die nächste segelt. Ich habe schon an anderer Stelle darüber geschrieben, deshalb erzähle ich sie hier nur in groben Zügen.

Ich war mit Kay (sie lässt herzlich grüßen!) auf einer landesweiten Pastorenkonferenz in San Diego. Dort waren zweitausend Pastoren versammelt, und ich war einer der Referenten. An einem Abend gingen wir in die Hotelbar,

und drei leicht angetrunkene Männer gesellten sich zu uns. Anfangs plauderten sie nur und erzählten uns in bester Laune alles Mögliche von sich. Dann fragten sie Kay, wie eine so schöne Frau dazu komme, einen so alten Mann wie mich zu heiraten. Schließlich schwankten sie hinüber zur Karaoke-Anlage. Vor den Augen der anderen Pastoren widmete einer von ihnen uns das Lied, das sie singen wollten.

Zuerst war mir das äußerst peinlich. Was würden die anderen Pastoren denken? Aber dann dachte ich mir, sei's drum. Das Entscheidende war doch, dass diese drei gerne Zeit mit uns verbrachten. Daraus habe ich etwas gelernt ...

Genau wie Du möchte ich jemand sein, mit dem Leute, die Gott nicht kennen, gerne zusammen sind. Das heißt nicht, dass unser Leben andere Leute niemals vor Herausforderungen stellen sollte: Schließlich sind wir berufen, das Salz der Erde zu sein, nicht der Zucker. Ich will keineswegs sagen, dass wir uns stromlinienförmig anpassen sollten, bis wir genauso aussehen und uns genauso anhören wie alle anderen, nur damit uns die Leute mögen.

Doch die Unterhaltung an jenem Abend und die Widmung dieses Liedes stoßen mich an zu dem Gebet, Gott möge mich zu jemandem machen, der gewinnend genug ist, um der einen oder anderen Einladung zu einer Party oder zum Essen für wert erachtet zu werden. So war es schließlich auch bei Jesus, dem wir nachfolgen. Aber das wird immer ein bisschen gefährlich sein. Dass er sich mit den Unheiligen abgab, brachte es mit sich, dass er von den Frommen ständig missverstanden wurde. Doch er ließ sich nicht davon abbringen und war fest entschlossen, Zeit mit den »falschen« Leuten zu verbringen, die ihn liebten, und das nicht nur wegen seiner legendären Fähigkeit, auf Partys für hervorragenden Wein zu sorgen. Um Deine Analogie von den frommen Herren in der Ecke auszuborgen – Jesus

wechselte die Ecken. Diejenigen, die ihm nachfolgen, sollen so sein wie er. Und so zu sein wie er bedeutet, die gleichen Risiken einzugehen.

Diese ganze Geschichte mit der Frömmigkeit in der Ecke bringt mich zu Deinem Freund Ted. Ich war traurig und froh zugleich, von seinem verloren gegangenen Glauben und eurer Unterhaltung zu hören. Im Laufe der Jahre habe ich auch eine Menge von meinem Glauben verloren. Adrian, Du kanntest mich schon in meinen frühen Jahren als christlicher Eiferer. Ich konnte mit »Antworten« um mich werfen wie ein Karnevalsprinz mit Plombenziehern. Die Konturen meines Glaubens waren ganz klar und scharf. Und die Menschen betrachtete ich mit demselben Schwarz-Weiß-Denken, mit dem ich auch an meinen Glauben heranging - sie waren entweder drinnen oder draußen, gut oder schlecht, »einwandfrei« oder fragwürdig. Dass ich mich bei einer Unsicherheit oder einem Zweifel hätte erwischen lassen. war ungefähr so wahrscheinlich wie ein Auftritt des Erzbischofs von Canterbury als Modell bei einem »Friseur-des-Jahres«-Wettbewerb. Ich machte mir auch große Sorgen um die Wiederkunft Jesu, was Besuche im Supermarkt zu regelrechten Zitterpartien werden ließ. Kay verschwand irgendwo in den Gängen, und nachdem ich zehn Minuten lang fieberhaft nach ihr gesucht hatte, war ich fest davon überzeugt, dass Jesus wiedergekommen sei. Mist. Ich war zurückgelassen worden, und jetzt blühte mir, in kochendes Öl geworfen zu werden, weil ich ein Christ war. Dann stellte ich fest, dass sie gar nicht den vertikalen Abflug gemacht, sondern nur auf der Suche nach Fischstäbchen in der Kühltruhe herumgewühlt hatte. Mein Glaube damals war ein seltsamer Cocktail aus blinder Gewissheit, durchsetzt mit blankem Schrecken (eine sehr merkwürdige Kombination).

Vieles hat sich verändert. Ich bin immer noch genauso

überzeugt von Jesus wie eh und je (meistens jedenfalls – es gibt immer noch Momente, in denen ich im Stillen hoffe, dass wir uns nicht alle nur etwas vormachen), aber mir rollen sich heute regelmäßig die Zehennägel auf, wenn Christen mit einfachen Antworten auf schwere Fragen um sich werfen. Aus diesem Grund hat Kay mir inzwischen strikt untersagt, mir bestimmte Evangelisten auf christlichen Fernsehsendern anzuschauen. Hauptsächlich, weil sie es nicht leiden kann, eine Ladung Müsli von der Mattscheibe tropfen zu sehen.

Einen davon schaute ich mir neulich an, als ich gerade mein »Special K« mit Himbeeren und fettarmer Milch zu mir nahm (das sind viele Einzelheiten, ich weiß, Adrian, aber ich spüre eine Welle der Andacht in mir aufsteigen, wenn ich von einer so gesunden Mahlzeit spreche). »Gott hat mir einen Weg gezeigt, wie man Ärger und Druck in dieser Welt vermeiden kann«, tönte er und wedelte mit der Bibel in die Kamera. Die Ironie dieses Bibelgewedels entging mir nicht: Ist dieses Buch doch voller Geschichten von treuen und gläubigen Nachfolgern Gottes, die gejagt, in Öfen geworfen, gesteinigt und geschlagen und sogar gekreuzigt wurden. Das alles hört sich für mich nicht gerade nach Vermeidung von Ärger und Druck an.

Aber offenbar kannten dieses Leute nicht das Geheimnis eines einfachen Lebens, das der Evangelist zu bieten hatte, nämlich eine gebührenfreie Nummer anzurufen und die Kreditkarte mit einer ordentliche Spende zu belasten. »Gott hat etwas in Ihre Hand gelegt, wovon er möchte, dass Sie es mir schicken«, rief er. Mein Blick fiel auf die Schale mit breiigem Müsli, die ich in der Hand hielt. »Nein, Schatz«, sagte Kay hinter mir, gerade noch rechtzeitig ...

Adrian, bei so etwas möchte ich meinen Glauben am liebsten gleich ganz über Bord werfen. Doch auch nur ein

wenig von dem Glauben zu verlieren, den ich früher einmal hatte, indem ich versuche, die Schlacke wegzuwerfen und das Gold festzuhalten, ist eine beängstigende Geschichte. In mancher Hinsicht war die alte, solide Landschaft eine tröstlichere Umgebung. Ich frage mich, wohin meine verschlungenen Wege mich wohl führen werden.

Und dann all die Dinge, die einem das Leben auf dem »Planeten Christentum« sehr schwer machen können – du weißt schon, das Zusammensein mit anderen Gläubigen. Allein gestern musste ich drei Mal fest die Zähne zusammenbeißen, als ich mich mit einer Reihe von Christen unterhielt, die mir sagten, a) die globale Erwärmung sei ein Mythos, b) Gott werde über Amerika Gericht halten, weil er Obama nicht möge, und c) Gott sei heute gut zu ihnen gewesen. Die ersten beiden Ideen werde ich keines Kommentars würdigen – aber selbst die dritte finde ich verwirrend. Wenn Gott heute so gut ist, heißt das, morgen hat er vielleicht frei, und am Donnerstag müssen wir mit einer Zeit göttlicher Ungezogenheit rechnen?

Und das Gebet ist mir zu einem kompletten Rätsel geworden. Ich meine nicht nur, dass es dabei verwirrende Aspekte gibt. Das ganze Thema ist in einer dichten Nebelbank verschwunden. Früher hatte ich Probleme mit Gebeten, die nicht beantwortet wurden – doch heute finde ich die beantworteten Gebete noch viel verwirrender. Wenn ich mir diese vor Hunger und Leid schreiende Welt anschaue, macht es mich sprachlos, dass wir hier im reichen Westen überhaupt irgendwelche Antworten auf Gebete bekommen. Von freien Parkplätzen will ich gar nicht reden. Und doch ... bekommen wir sie. Gott interessiert sich für unsere banalen Anliegen, obwohl nur Gott weiß, warum. Die Haare auf unseren Köpfen sind gezählt. (Auf meiner Schulter sitzt vermutlich ein Engel mit einem Taschenrechner, weil meine von Minute

zu Minute weniger werden. Du hast eine Frisur. Ich habe eine schrumpfende Halbinsel.)

Deine Unterhaltung mit Ted war offensichtlich ein echtes Geschenk von Gott und vielleicht eine Antwort auf das Gebet irgendeines Menschen. Er hatte jemanden, mit dem er gemeinsam nachdenken, ja gemeinsam zweifeln konnte. Vor allem hatte er jemanden, der Interesse hatte, ihm zuzuhören. Ich bin sicher, Deine kleinen Grunzer waren äußerst profunde Grunzer, aber es hört sich so an, als hättest Du mehr zugehört als geredet.

Tut mir leid, ich muss noch mal auf das »Bandolier« und die beiden alten Säufer zurückkommen, die da auf die Straße befördert wurden. Vielleicht brauchen wir Kirchen, in denen es so ein Snug gibt. Einen Ort, wo wir uns im Gespräch auf unsicheres Eis begeben können, ohne gleich irgendwelche felsenfesten Wahrheiten verkünden zu müssen. Wo wir aufeinander hören, anstatt nur aufeinander einzureden. Wo wir frei von der Leber weg reden können, ohne fürchten zu müssen, dass wir als Häretiker auf den Scheiterhaufen kommen. Wo wir nicht dadurch Sicherheit gewinnen, dass wir uns an Slogans klammern, die nicht funktionieren, sondern dadurch, dass wir spüren: Die Wahrheit hält es aus, wenn man darin herumstochert.

Und wenn ich zuhören sage, meine ich wirklich zuhören, nicht nur mit dem Strom dessen schwimmen, was sich in unserer Welt so tut. Jemand, der weiser ist als ich, hat einmal gesagt: Wenn man sich die Gespräche zwischen manchen Nationen und manchen Ehepaaren anhört, hört man die Dialoge der Tauben. Was meinst Du?

```
Danke, dass Du Ted zugehört hast. Und mir.
Liebe Grüße,
Jeff
```

## Nichts weniger als die Wahrheit

Am Anfang stand der Wunsch nach einem aufrichtigen Austausch, abseits von jeder selbst- oder fremdauferlegten Zensur. Und die Idee, sich zu genau diesem Zweck gegenseitig Briefe zu schreiben.

Herausgekommen ist ein ungewöhnliches und sehr unterhaltsames Buch, in dem Adrian Plass und Jeff Lucas ein offenes Gespräch über ihr Christsein und ihre Arbeit führen. Sie nehmen die Kirche der Gegenwart satirisch-kritisch unter die Lupe, erzählen von ihren komischsten, peinlichsten und traurigsten Erlebnissen und Erfahrungen und enthüllen ihre ganz persönlichen Glaubenszweifel und -kämpfe.

Ein Briefwechsel, der einen "Blick hinter die Kulissen" der beiden prominenten Redner und Autoren erlaubt.

#### CHRISTSEIN UNGESCHMINKT UND HAUTNAH!



Adrian Plass lebt und arbeitet als Schriftsteller in England und reist als gefragter Redner rund um die Welt. Er ist verheiratet mit Bridget und hat drei erwachsene Söhne und eine Tochter.



Jeff Lucas ist einer der Pastoren der Timberline Church in Fort Collins, Colorado. Als Autor und Redner ist er häufig international unterwegs. Er und seine Frau Kay leben in Loveland, Colorado. Sie haben zwei erwachsene Kinder.



ISBN 978-3-86506-350-2

